

Vorträge der Robert Walser-Gesellschaft

15 (2014)

Herausgegeben von Lukas Gloor, Kerstin Gräfin von Schwerin und Reto Sorg
im Auftrag der Robert Walser-Gesellschaft und
in Zusammenarbeit mit dem Robert Walser-Zentrum

1. Auflage 2020

André Salathé: »Eins entsteht aus dem Andern ...«.

Zur Publikationsgeschichte von *Der Spaziergang*, *Poetenleben* und *Seeland* 3

Samuel Moser: Robert Walser und das literarische Biel der Gegenwart 11

Vorbemerkung

Die hier versammelten Vorträge wurden an der Jahrestagung der Robert Walser-Gesellschaft vom 17. Oktober bis 19. Oktober 2014 in Biel zum Thema *Seeland* gehalten und für die Publikation redaktionell geringfügig bearbeitet. Primärzitate von Robert Walser wurden überprüft; entsprechend ihrem mündlichen Charakter sind in einzelnen Vorträgen nicht alle Zitate nachgewiesen.

Rechte

Die hier abgedruckten Texte sind Eigentum der Autorinnen und Autoren. Über weitere Verwendung außerhalb des privaten Rahmens freuen wir uns nach Absprache mit der Redaktion und den Autorinnen und Autoren. In Bezug auf Abbildungen und Zitate halten wir uns an die Amerikanische Rechtsdoktrin der Angemessenen Verwendung (»Fair Use«). Bitte wenden Sie sich an die Robert Walser-Gesellschaft, wenn Sie dennoch der Ansicht sind, dass ein Fehler oder eine Verletzung des Urheberrechts vorliegen sollte. Das Copyright dieser Publikation liegt bei der Robert Walser-Gesellschaft.

Zur Zitierweise

Bitte zitieren Sie die Vorträge gemäß folgendem Beispiel: Schuller, Marianne: *Zwischen Brief und Literatur. Zu Robert Walsers Korrespondenz mit Frieda Mermet*. In: *Vorträge der Robert Walser-Gesellschaft* 11 (2009). 1. Auflage 2020, S. 3–14. URL: https://robertwalser.ch/assets/documents/Vortraege/VorRWG_2009-11.pdf

Impressum

© Robert Walser-Gesellschaft 2020

Herausgegeben im Auftrag der Robert Walser-Gesellschaft

Redaktion: Gelgia Caviezel, Lukas Gloor, Kerstin Gräfin von Schwerin, Sophie Stäger

URL: https://robertwalser.ch/assets/documents/Vortraege/VorRWG_2014-15.pdf

ISSN: 2673-7388

»Eins entsteht aus dem Andern ...«. Zur Publikationsgeschichte
von *Der Spaziergang*, *Poetenleben* und *Seeland*

von André Salathé (Frauenfeld)

Der Titel meines kleinen Beitrags ist erstens der Not geschuldet, dem Veranstalter Monate vor dem Referat einen solchen melden zu müssen; und so greift man halt zu dem, was sich einem gerade darbietet. Wie ich seither bemerkt habe, handelt es sich zweitens um eine – wenn vielleicht auch banale – Denkfigur, die zumindest zu der Zeit, der das Briefzitat entstammt, 1917, in der einen oder andern Form gelegentlich auch in Walsers Prosastücken auftaucht; ob dem schon jemand nachgegangen ist und wenn nicht: ob es sich überhaupt lohnen könnte, es zu tun – das zu entscheiden muss ich Ihnen überlassen. Der Titel bringt drittens aber selbstverständlich zum Ausdruck, was der Historiker, der ich von Hause aus bin, als Prämisse seines Tuns annehmen muss, wenn er seinen Beruf nicht gründlich verfehlt haben möchte; also: »Eins entsteht aus dem Andern [...]« (Nr. 32)¹.

Doch soll uns die Prämisse nicht dazu verführen, immerzu dem unmittelbaren ›Vorher‹ nachzugehen, um am Ende die sogenannten Anfänge aufzufinden. Vielmehr wollen wir das weise Wort Jacob Burckhardts beherzigen, wonach man sich überall mit den Anfängen befassen möge, nur gerade in der Geschichte nicht.

So lasse ich es also offen, ob Robert Walser den *Spaziergang* schon lange mit sich herumtragen hat, als er mitten im Krieg die Chance erhält, ihn in Literatur und ein paar Hundert Franken zu verwandeln, oder ob er vor dem Damenhutladen, der auf Seite 26 der Erstausgabe deswegen erwähnt wird, weil dem Stück sonst »[e]in hoher malerischer Reiz«² abginge, erst am 9. August 1916 steht.

¹ Die Nummernachweise in den Klammern beziehen sich auf den Editionsteil in Salathé: »Man muss nicht hinter alle Geheimnisse kommen wollen.«

² Walser: *Der Spaziergang*, S. 26.

Item, am 8. August 1916 – die letzte Buchpublikation Walsers liegt zwei Jahre zurück – gelangt der Huber-Verlag, Frauenfeld, mit dem Angebot an den Dichter, ihm für seine neue Reihe *Schweizerische Erzähler* eine unveröffentlichte Prosadichtung anzuvertrauen (Nr. 1). Schon am nächsten Tag reagiert Walser verhalten positiv und schließt es nicht aus, »daß ich Ihnen gelegentlich einmal eine passende Arbeit liefern kann, um mich an der Angelegenheit zu beteiligen« (Nr. 2). Was hier in eine ferne Zukunft gerückt erscheint, dem hat sich Walser bereits eine Woche später, am 16. August, »wesentlich genähert« (Nr. 3). Er muss jetzt nur noch wissen, ob er das Honorarangebot richtig aufgefasst hat und was unter 5 Bogen zu verstehen ist. Betrage das Honorar Fr. 250.–, so könne er »eine runde und wie ich stark glaube, gute Prosaarbeit« liefern (Nr. 3). Der Verlag zeigt sich darüber »ausserordentlich erfreut« und bestätigt Walsers Interpretation des Honorarangebots vom 8. August (Nr. 4), so dass dieser sich in die Arbeit stürzt und schon am 12. September den *Spaziergang* übersendet, »ein Stück, das ich mit Fleiß, Achtsamkeit und Eifer geschrieben und soeben beendet habe« (Nr. 5). Letzteres glaubt man ihm gern, denn der Begleitbrief scheint eine vom unablässigen Schreiben ziemlich ermüdete Hand zu verraten.

Wie es sich gehört, bestätigt und verdankt der Verleger am 13. September den Eingang des Manuskripts (Nr. 6.1–2). Der heißt nun nicht Huber, wie man lange gemeint – falls man sich mit der Frage überhaupt befasst – hat, sondern Walther Lohmeyer, ist gerade einmal 26 Jahre alt und hat eine bemerkenswerte Jugend *hinter* und eine ziemlich wilde Zukunft *vor* sich – eine Art Genie, das stets auf Tutti geht und sich pausenlos verausgabt und verbraucht, bis es ganz plötzlich erlischt. Das ist bei Lohmeyer 1951 der Fall, nachdem er von 1919 bis 1920 als Feuilletonredaktor der *National-Zeitung* gewirkt und zwischen 1920 und 1929 den Rhein-Verlag, Basel, gegründet und aufgebaut hat – Barbusse, Ehrenburg, Joyce, Svevo –, dann Redaktor von alternativmedizinischen Zeitschriften, 1935 Verfasser der umwerfend hellichtigen antifaschistischen Analyse *Das stumme Deutschland redet* und von 1938 bis 1951 politischer Kommentator der katholischen *Neuen Zürcher Nachrichten*, daneben aber seit 1934 auch Relaisstation im weitverzweigten Netz des deutschen Widerstands gegen Hitler gewesen ist – abgesehen von seinem Wälzer *Das Lebensbuch der Frau*, das der zum Katholizismus konvertierte Lohmeyer im Jahr 1938 im Walter-Verlag, Olten, herausgebracht hat.

Nicht minder atemberaubend Lohmeyers Jugend: 1890 in Stuttgart geboren, hatte er für den dort ansässigen Verlag Julius Hoffmann bereits als 19-jähriger Jean Finots *La science du bonheur* ins Deutsche übersetzt; und auch das Studium von Literaturgeschichte, Philosophie und Staatswissenschaften in Tübingen, Berlin und Heidelberg hatte einem Parforce-Ritt geglichen, der 1912 mit der Dissertation *Die Massenszenen im älteren deutschen Drama* bei Max Freiherrn von Waldberg, dem späteren Doktorvater von Goebbels, zum Ziel gekommen war. Ein Tausendsassa und Alleskönner also, der 1914 von Stuttgart aus zunächst eine Kriegszeitschrift redigierte, sich aber bereits 1915 in die Schweiz absetzt und, was den Krieg betrifft, nicht mehr darüber belehrt werden muss, wer ihn zu verantworten hat – Deutschland – und wo er enden würde: im Desaster.

Der war nun also Walsers Frauenfelder Verleger – und vom *Spaziergang* sofort begeistert. Freilich: So atemberaubend sich Lohmeyers Huber-Programme der Jahre 1916 bis 1918 ausnehmen – darunter z. B. Paul Irgs *Der starke Mann*, Claire Golls *Die Frauen erwachen*, Hermann Kessers *Die Peitsche* und Eduard Korrodis *Schweizerische Literaturbriefe* –, bei der Hyperaktivität – und zumal unter kriegswirtschaftlichen Rahmenbedingungen – entglitt ihm doch manches. In Bezug auf Walser zum Beispiel die auf Anfang 1917 geplante Publikation des *Spaziergangs*. Das Büchlein kam dann erst im Mai 1917 heraus, hatte aber einen solchen Erfolg – und profitierte vom Erfolg der Reihe *Schweizerische Erzähler* –, dass ein Jahr später bereits die dritte Auflage gedruckt werden konnte; mit 11.600 Exemplaren dürfte der *Spaziergang* jedenfalls Walsers verbreitetstes Buch gewesen sein.

Ich kann hier nicht auf all die Misshelligkeiten eingehen, die sich bis zum Erscheinen des *Spaziergangs* – teils aus kriegsbedingten Umständen, teils weil Karl Walser lange nicht aufzufinden war, teils aus Fehlern des jungen, noch etwas unerfahrenen Verlegers, teils aber auch aus den Empfindlichkeiten des Autors – zwischen Walser und dem Verlag Huber ergaben. Hingegen möchte ich erwähnen, dass Lohmeyer schon am 7. November 1916 seiner Hoffnung Ausdruck gab, das Walser-Bändchen möge »den Auftakt zu einem weiteren Zusammenarbeiten« geben (Nr. 7). Zumal der Verlag ab Anfang 1917 in Leipzig eine Vertretung unterhalten wollte und damit zum deutschen Buchmarkt erleichterten Zugang hatte, hielt Walser solches für eine »sehr angenehme Bemerkung« und versprach, »daß ich mich meinerseits freuen werde, eine derartige Aussicht auf alle Fälle lebhaft im Gedächtnis behalten zu dürfen« (Nr. 8).

Das war am 10. November 1916. Bereits am 31. Januar 1917 kam er darauf zurück, indem er sich über die Zweitveröffentlichung des *Spaziergangs* in einem »Sammelband« »volle Freiheit« wahren wollte:

Dieser Sammelband ist eine Sammlung alles dessen, was ich seit Ausbruch des Krieges geschrieben habe. Er wird das reichste Buch sein, das ich bis dahin hervorgebracht habe. Wem ich es zum Verlag anbieten werde, ist noch unbestimmt und wird bis auf Weiteres unbestimmt bleiben. Ich mache Sie immerhin auf meine vorletzte Karte aufmerksam, womit ich Ihnen meines Wissens geschrieben habe, daß mir der Gedanke, zu Ihrem Hause in weiterer Verbindung zu verbleiben, sympatisch [sic!] sei. Mehr zu sagen, ist als vor-eilig anzusehen. (Nr. 11.1)

Das Buch, das Walser hier skizziert, sind die der Forschung längst bekannten *Studien und Novellen*, die nie erschienen sind, ohne dass man über sie Genaueres gewusst hätte. Aufgrund eines Funds von unbekanntem Briefen im Verlagsarchiv von Huber weiß man jetzt aber, dass das Buch ca. 130 Prosastücke enthalten sollte, darunter auch den *Spaziergang* und alle 1917 bei Rascher als *Prosastücke* und bei Francke als *Kleine Prosa* veröffentlichten Texte (Nr. 19.3). Walser wollte damit »einen bedeutungsreichen Abschnitt meiner Dichterexistenz« dokumentieren (Nr. 17).

Lohmeyer interessierte sich für die *Studien und Novellen* (Nr. 18.1), worauf ihm Walser das Inhaltsverzeichnis übersandte – heute für die Walser-Forschung eine wertvolle Rarität (Nr. 19.1, 19.3) –, bekam dann aber doch kalte Füße, als das dicke Manuskript vor ihm lag (Nr. 24) und Berechnungen ergaben, dass das Buch 400 eng bedruckte Seiten dick werden und broschiert 14 Franken kosten würde (Nr. 28.2).

Walser, den es eben noch herzlich gefreut hatte, von Lohmeyer beruflich gefördert zu werden, und der sich »von lästigen Fesseln befreit« fühlte, »weil ich heute endlich diese Summe von einzelnen Arbeiten sozusagen zusammengebunden habe« (Nr. 24), war darüber verständlicherweise enttäuscht, bot, nachdem Lohmeyer trotz Zweifeln eine grundsätzliche Zusage gegeben hatte (Nr. 28.2), dann aber doch Hand, die bereits in Buchform erschienenen Stücke wegzulassen; er wisse, dass es bei Unterhandlungen vernünftig sei, »sich entgegenkömmlich und einigermaßen schmiegsam zu erweisen [und] sich nicht hartnäckig auf Prinzipielles zu versteifen« (Nr. 32). Überhaupt ist Walser an diesem 3. April 1917 die Liebenswürdigkeit in Person:

Für die Mühe, die Sie die Güte gehabt haben sich zu nehmen, um das Material zu prüfen, danke ich Ihnen auf das Freundlichste, und ich erlaube mir, zu hoffen, daß wir auch nach der Weihnachts-Edition mit etwas Neuem und romanartig-zusammenhängendem, mit dem ich mich nun nach und nach befassen werde, in Verkehr treten können. Eins entsteht aus dem Andern, und jedes Ding in Gottes Namen zu seiner Zeit. Und aus den kleinen Dingen wachsen größere heraus. Ich mußte es schon einigen deutschen Verlegern gelegentlich sagen, daß die großen Erzählungen erlebt, errungen werden müssen. Man zieht derartige Dinge nun einmal nicht aus der Westentasche heraus. (Ebd.)

Ob der Liebenswürdigkeit Walsers wird Lohmeyer jetzt vollends unsicher: Soll er auf der Kürzung beharren? Soll er doch die Gesamtedition wagen? Und er bittet Walser um ein Treffen (Nr. 33). Doch der läßt ihn böß abblitzen: »Sagen Sie bitte entweder ja oder nein, dann weiß ich, ob Sie der Mann sind, der mit mir geschäften will oder nicht« (Nr. 34), tönt es postwendend aus Biel.

Lohmeyer tut, wie ihm befohlen – und lehnt ab, begründet die Ablehnung aber ausführlich: vor allem mit ökonomischen Überlegungen (Nr. 35). Walser schluckt vermutlich leer – und unterbreitet einen Alternativvorschlag. Jetzt will er keine Gesamtausgabe des bei ihm Angestauten mehr bewerkstelligen, sondern nur eine Reihe Novellen zur Publikation bringen. Am Vormittag des 12. April 1917 sind es noch deren elf, am Nachmittag – er schreibt an diesem Tag zweimal nach Frauenfeld – nur noch deren sieben: *Reisebeschreibung, Naturschilderung, Leben eines Malers, Marie, Das Bild des Vaters, Hans, Der Spaziergang*: bis auf *Marie*, die in *Poetenleben* eingehen wird, die Texte des späteren *Seeland*. Das Buch, das am Morgen noch *Novellen* hätte heißen sollen, heißt am Nachmittag bereits *Studien* (Nr. 36–37). Doch ist der Verlag, der die Komposition »aufs Haar [für] dieselbe« hält, »die wir von unserem Standpunkt aus befürwortet hätten« (Nr. 38.2), mit dem Titel nicht zufrieden; auch will er Walser die Zusage abringen, »mit der Buchveröffentlichung des Rests Ihrer kleineren Prosastücke wenigstens noch ein Jahr zu[z]uwartem und diese dann (etwa Mitte 1918) uns zuerst vor[z]ulegen« (ebd.). Walser hat – mitten im Krieg – keine andere Wahl, geht darauf ein und macht, weil

die Ihnen anbotenen sieben Stücke als ein zusammenhängendes, aus gleicher Gegend und gleicher Geistesverfassung, aus ähnlichem Denken, Sinnen und Dichten herstammendes Gewächse, als ein Ganzes und Gleiches, oder als ein in sieben Abteilungen bestehendes Einziges, Vereinigtes, Verbundenes, gleichsam Denkmalartiges auszufassen [sic!] seien [...]. (Nr. 40)

Titelvorschläge mit den Wörtern »Denkmal« und »Prosa« (ebd.). Doch zeigt sich der Verleger am 21. April 1917 immer noch wenig begeistert; da müsse man noch einmal darüber nachdenken. Immerhin liegt unterdessen der *Spaziergang* im Druck vor, und so kann man Walser die 310 Franken, die ihm zustehen, überweisen und den Mann am Wickel behalten.

Der scheint in einer Hochphase zu sein, und als ob man nicht eben damit befasst wäre, auf Weihnachten *Seeland* – dessen Titel freilich noch nicht gefunden ist – vorzubereiten, legt er Lohmeyer einen Monat später *Poetenleben* vor, »meiner Ansicht nach das beste hellste poesiereichste meiner bisherigen Bücher« (Nr. 45); »»Studien« wird vielleicht bedeutender; »Poetenleben« aber wird wahrscheinlich anmutiger sein« (ebd.) – so Walser.

Lohmeyer fühlt sich schon allein durch den anmutigen Titel außerordentlich angelockt, »mehr noch [aber durch] die herzliche Freude, mit der Sie uns vom Abschluss Ihrer Arbeit berichten« (Nr. 46). Und als das Manuskript eintrifft, sagt er schnell und gerne zu, das Buch im Herbst herausbringen zu wollen. Im November erscheint es – mit einem schönen Umschlag von Karl Walser.

Da ist Walser schon dabei, die *Studien* druckfertig zu machen (Nr. 80). Am 1. Februar 1918 reicht er das Manuskript ein. Es heißt jetzt *Seeland*, »weil [der Titel] ebenso einfach und unanspruchsvoll wie sinnlich und erdhaft-lebendig tönt. [...] Er bezeichnet in aller Kürze dasjenige, um das es sich handelt, nämlich eine Gegend. Außerdem klingt irgendwelches Magische im Wort.« Walser ist übergücklich, das Buch fertig zu haben und will jetzt an den Roman gehen (Nr. 81). Doch erhält er vom Verleger keine Antwort. Als er enerviert nachstösst (Nr. 84), lehnt Huber – der Brief ist tatsächlich von Rudolf Huber, nicht von Walther Lohmeyer unterzeichnet – das Buch ab – auch, weil der Absatz von *Poetenleben* nicht den Erwartungen entspricht (Nr. 85). Walser kann *Seeland* daraufhin bei Rascher unterbringen, wo es, mit Druckvermerk 1919, allerdings erst 1920 herauskommen wird.

So bleibt Walsers Beziehung zum Verlag Huber Frauenfeld letztlich nur eine Episode. Besieht man sich den glücklicherweise fast vollständig erhalten gebliebenen und jetzt publizierten Briefwechsel, so darf man immerhin feststellen, dass mit dem *Spaziergang* und mit *Poetenleben* zwei die öffentliche Wahrnehmung Walsers stark prägende Werke bei Huber erschienen sind, und dass es zu *Poetenleben* und *Seeland* – mit ihren

bis heute ansprechenden Titeln – in dieser Form nur gekommen ist, weil Verleger Walther Lohmeyer Walser dazu gebracht hat, sich verlegerischen Überlegungen zu öffnen und auf das Unding der *Studien und Novellen* zu verzichten. Trotz vielerlei Komplikationen, die die Herausgabe des *Spaziergangs* begleiteten, wuchs zwischen Walser und Lohmeyer ein Vertrauensverhältnis heran, das für weitere Projekte tragfähig schien. Dass Walser jemanden »herzlich« grüßte, war selten. Am 1. Februar 1918, als er *Seeland* übersandte, tat er es aber (Nr. 81).

Dass er ausgerechnet auf diesen Brief ohne Reaktion blieb, entbehrt nicht der Tragik. Umso mehr, als es mit Walser, den Lohmeyer für einen herausragenden Schriftsteller hielt, nichts zu tun hatte. Lohmeyer hatte sich während seiner ganzen Zeit in Frauenfeld mit seinem Chef Rudolf Huber, dem operativen Leiter des Gesamtunternehmens, bestens verstanden, war aus politischen Gründen jedoch mit einem Kommanditisten, dem Zürcher Anglisten Theodor Vetter, ständig aneinandergeraten und hatte sich nicht zuletzt deswegen just in dem Moment, wo Walser mit *Seeland* fertig war, entschlossen, die Firma zu verlassen.

Wie ich selber jetzt dieses Podium verlasse, bevor Herr Sorg auf die Uhr blickt und seine Stirn in Falten legt.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Walser, Robert: *Der Spaziergang*. Frauenfeld und Leipzig: Huber und Co. 1917.

Salathé, André: ›*Man muss nicht hinter alle Geheimnisse kommen wollen.*‹ *Robert und Karl Walsers Briefwechsel mit dem Verlag Huber Frauenfeld (1916–1922) samt einer Biografie von Verleger Walther Lohmeyer (1890–1951)*. Frauenfeld: Verlag des Historischen Vereins des Kantons Thurgau 2013 (Thurgauer Beiträge zur Geschichte; 150).

Robert Walser und das literarische Biel der Gegenwart

von Samuel Moser (Biel)

Meine Aufgabe ist es, die Anziehungskraft Robert Walsers auf das gegenwärtige literarische Leben Biels darzustellen. Zunächst hielt ich das für eine einfache Sache. Der Gegenstand, von dem ich reden sollte, schien mir fraglos vorhanden – wären Sie sonst jetzt hier?

Nun komme ich mir aber doch vor wie die Protagonistin in Hanna Johansens zweitem Roman *Trocadero*, die mit zwei lumpigen Fischen ein Galadiner hervorzaubern sollte. Eine walserische Situation immerhin. So spielt er eben, der seltsame Attraktor. Hanna Johansen gehörte übrigens 1978 zum Kreis derer, die den ersten Walser-Preis *auch* hätten bekommen können.

So habe auch ich nur zwei glitschige Fische, um Sie heute in Biel zu bewirten. Erster glitschiger Fisch: Welcher Robert Walser soll denn einen Einfluss auf das Leben in Biel ausüben? Der, der in Biel geboren wurde und hier sowohl glücklich wie auch unglücklich gelebt hat, zeitweilig, immer wieder entwischend und zurückkehrend bis er dann endgültig verschwand? Oder ist es die Figur, die er aus sich schreibend gemacht hat? Nichts anderes ist doch sein Leben als sein Werk, wie er selber sagt. Zeichnet sich dieses aber nicht gerade durch seine Unfassbarkeit aus? Und kann etwas Unfassbares eine Wirkung haben auf etwas Fassbares? Daran schließt sich eine weitere Frage: Ist es überhaupt angebracht, Robert Walser, der doch nie irgendwelchen Einfluss üben wollte, Einfluss zuzuschreiben? Einem, dem alle Macht fremd war, und um eine Macht handelt es sich doch, wenn etwas die Fähigkeit hat auf etwas anderes zu wirken?

Zweiter glitschiger Fisch: das ›literarische Biel‹. Das ist ja nicht die Stadt, die an der Expo 02 einen Platz und einen InterCity-Neigezug auf seinen Namen getauft hat. Das Biel, das einen Walser-Rundgang anbietet, auf dem das meiste, was er gesehen hat, nicht mehr zu sehen ist. Das hat er ja nicht gemeint mit der »ganz kleinen Weltstadt« (SW 11, 40). Aber das ›literarische Biel‹ ist auch nicht das in eine Bieler Wanderkarte verwandelte

Werk Walsers, wie sie von Christine Schranz zu seinem 50. Todesjahr 2006 herausgebracht wurde. Gemeint ist doch vielmehr, dass es in Biel etwas gibt, das man als ›literarisches Leben‹ oder ›Leben der Literatur‹ bezeichnen könnte. Menschen, auf deren Leben Literatur einwirkt, in denen sie sich in Energie umwandelt, um sich schließlich als kulturelle Frucht von der Allgemeinheit ernten zu lassen. Menschen, die nicht singuläre Gestalten bleiben, sondern einen Nährboden bilden, auf dem wiederum andere wachsen und emporschießen in einen literarischen Himmel.

Zu diesem Paradies auf Bieler Erde zwei vielleicht nur auf den ersten Blick widersprüchliche Anekdoten: Günter Eich verkündete, es muss Mitte der sechziger Jahre gewesen sein, dass man in Deutschland die Autoren und Autorinnen neuerdings einteile in solche, die in Biel gelesen, und solche, die nicht in Biel gelesen hätten. Die andere Anekdote: Der junge Autor Daniel Walther hatte gerade aus seinem ersten Buch *Die Phiole ohne Blume* (1984) gelesen, das leider sein einziges bleiben sollte. In meiner Erinnerung fieberte er: in Biel zu lesen, das musste es sein. Es vergingen kaum ein paar Wochen, da hatte er sich schon hier eingemietet, in Bözingen zwar, etwas weit weg vom Zentrum, aber das spielte – Ironie der Geschichte – keine Rolle, weil es das Zentrum, das er vermutete, gar nicht gab. Kaum angekommen, war er schon wieder weg. Eine traurige Geschichte. Biel ist nicht Berlin, Wien oder Paris, da laufen einem die Dichter nicht einfach über den Weg. So wenig wie in Berlin, Wien oder Paris.

Als Robert Walser geboren wurde, begann Biel die Karriere zu machen, an die es heute noch gerne anknüpft: die ›Zukunftsstadt‹, die Industriestadt, die Stadt des Fleißes, aber auch die Stadt der flüchtigen ›Goldgräber‹, wie Jörg Steiner sie genannt hat. Als 1966 ein Streit um den völlig vergammelten Bieler Kulturpreis entbrannte, analysierte die Kulturjournalistin des *Bieler Tagblatts* die kulturelle Situation Biels folgendermaßen:

Es stimmt freilich, dass die Stadt Biel und ihre Väter während vielen Jahren wenig Sinn und Verständnis für die Kultur beweisen haben. Daran ist aber sicher nicht nur der Gemeinde- und Stadtrat schuld, sondern vor allem die ganz spezifische Struktur unserer Stadt, die keine oder sehr wenig Tradition hat, eine sehr gemischte Bevölkerung (von der z.B. heute ungefähr 11.000 Ausländer sind) und die überdies in einem rasanten Entwicklungsprozess steht. Krisen und indirekte Kriegsfolgen haben auch das wirtschaftliche Gesicht Biels geprägt. Kunstsinn und Kunstförderung haben sich dabei schlecht entwickeln können, um so mehr, als sich eine geistige Elite von der Industriestadt und ihrem ›Klima‹ nicht sonderlich angezogen fühlte. Das ist natürlich bedauerlich, besonders wenn man zusehen muss, wie andere Städte, die

kleiner sind als Biel und ebenfalls viel Industrie beherbergen, doch ein reges und interessantes Kunstleben entwickeln konnten und können.

Die Analyse ist bemerkenswert. Über ihre Aktualität wird die gerade jetzt in Biel wieder angelaufene kulturpolitische Debatte entscheiden.

Der Bieler Kulturpreis war 1943 sogar als *Literaturpreis* konzipiert worden. Robert Walser hat ihn nie erhalten. Als er am Weihnachtstag 1956 starb, nahm man das in Biel kaum zur Kenntnis. Jedenfalls nicht auf der Frontseite des *Bieler Tagblatts*. Erst eine Woche später folgte ein Nachruf. Der allerdings ist pointiert, tiefgreifend, vielleicht etwas einfach, aber er verdient zitiert zu werden. Darin steht z.B.:

Walser [...] gehörte jener Generation an, die unter dem Zwang einer konventionellen Plüschsofa-Bourgeoisie aufwuchs und deren Protest gegen dieses satte und träge Dasein mit der Notwendigkeit eines neuen literarischen Ansatzes zusammenfällt, nachdem die Literatur in der Schweiz mit Gottfried Keller einen nicht mehr weiterzuführenden Höhepunkt erreicht hatte. Im Gegensatz zu den naturalistischen Stürmern und Drängern trat Walser literarisch nicht als Revolutionär auf. Er verharrte in der Stellung eines Spötters [...].

Und etwas später:

Walsers Auseinandersetzung und Abrechnung mit seiner Zeit vollzieht sich so, dass er den Stil biederer Bürgerlichkeit als Kunstmittel verwendet, um ihn durch Überspitzung ad absurdum zu führen. Was auf den ersten Blick als entzückendes Genrebild anmutet, entpuppt sich bei genauerem Hinsehen als dessen Erledigung. Die harmlose Artigkeit Walsers erweist sich voller Fallen, in die der unbefangene Leser stets wieder gerät.

Das verdient umso mehr Beachtung, als es in der offiziellen Geschichtsschreibung Biels echolos geblieben ist. Die vor einem Jahr mit viel Spannung erwartete, zweibändige *Bieler Geschichte* erwähnt ihn kaum. Schon gar nicht im Kapitel mit dem Titel *Persönlichkeiten, die Biel vorangebracht haben*, wo er doch eigentlich hingehörte. Nur gerade ein kleines Foto ist marginal auf einer Seite zu finden, ohne Bezug zu einem Text. Unter Walsers Bild der ziemlich hilflose Kommentar: »Nach seinem Berliner Aufenthalt lebte der Bieler Schriftsteller lange als Aussenseiter und mittellos, da seine Werke nicht mehr auf dieselbe Resonanz stiessen wie zuvor in Deutschland.« Ja, aber wo hat er denn so gelebt, als Außenseiter und mittellos? Hätte dieses Bieler Geschichtswerk recht, gäbe es in Biel kaum Kultur und praktisch keine Literatur. Laure Wyss wird einmal erwähnt,

einmal ein französischsprachiger Literaturvermittler, wegen dem Bilinguismus, Jörg Steiner als Schriftsteller gar nicht.

Ich will versöhnlich sein und sage: Es gibt durchaus ein literarisches Leben in Biel.

Nur weiß es Biel nicht. Oder es ist ein bisschen vergesslich wie eine alte Tante.

Biel hat lange Jahre kaum etwas für Robert Walser getan. Dennoch ist es erstaunlich, dass er zwei wichtigen literarischen Institutionen bei der Taufe Pate gestanden ist. Dass man in Biel doch immerhin mit seinem Namen ab und zu etwas bewegen zu können glaubte.

Im Jubeljahr 1978 wurde der *Robert-Walser-Preis* ins Leben gerufen. Es war ein Geniestreich, den Robert Aeschbacher, Jörg Steiner, Heinz Schafroth und Rudolf Hadorn ausgeheckt hatten. Eine raffinierte ›Füüfi und Weggli‹-Strategie. Das Ziel dabei war durchaus nicht nur, etwas für Walser und sein Werk zu tun. Man wollte Walser benutzen, um Biel zu einem literarischen Engagement auf Dauer zu verpflichten. Mit Walser brauchten die künftigen Preisträger und Preisträgerinnen nach Reglement nichts zu tun zu haben. Das Vorhaben gelang, jedenfalls bis heute, vergeben wir doch in ein paar Stunden im Stadttheater den *15. Robert-Walser-Preis* der Stadt Biel und des Kantons Bern. Ob das in zwei Jahren wieder möglich sein wird, steht allerdings in anderen Sternen als in denjenigen am literarischen Bieler Himmel.

Auch bei der Entstehung der *Literarischen Gesellschaft*, in der die Trias Steiner-Schafroth-Hadorn dann in den sechziger Jahren eine revolutionäre Rolle spielte, war Robert Walser ein seltsamer Attraktor. 1943 fand in Biel ein sogenannter ›Walser-Abend‹ statt. Natürlich ohne Walser. Vermutungsweise diente der Abend in dieser Kriegszeit der Erbauung und der geistigen Verteidigung des Landes. Ein paar der versammelten Mannen befanden jedenfalls, es täte gut eine Gesellschaft zu gründen, um das heimische Schaffen zu stärken. Das war die Geburtsstunde der *Literarischen Gesellschaft*, die sich heute mutz *Die Literarische* nennt. Walser selber trat in ihrem Programm allerdings außer an der Generalversammlung 1956, als eine Schauspielerin Prosastücke von ihm vorlas, erst in jüngster Zeit wieder in Erscheinung: so 1995 im Projekt *Eine Sache des still sich Ereiferns*, in dem Schülerinnen und Schüler aus den Gymnasien Biel und Köniz Texte verfassten, die sie öffentlich mit Hanna Johansen, Erica Pedretti, Ruth Schweikert, Jörg Steiner ... und Robert Walser diskutierten. Oder 2003, als im Theater die Schauspielerin Anne Bennent und der Akkordeonist Otto Lechner unter dem Titel *Gwundrig ... beinahe*

seltsam Walser-Texte auf einem echten grünen Rasen spielten. An herausragenden Walser-Events sind außerdem, Irrtum und den heutigen Abend vorbehalten, nur noch drei zu erwähnen: die *Walser/Holliger-Woche* im Dezember 1996, die Uraufführung der Oper *Jakob von Gunten* von Benjamin Schweitzer, mit der der damals neue Intendant der Städtetbundtheaters Hans J. Ammann 2002 seinen mutigen Einstand gab, und die zwei Veranstaltungen zum 50. Todestag 2006, in denen ebenfalls Theater und Vertonungen präsentiert wurden. Über den Einfluss Walsers auf das musikalische Biel wäre übrigens vielleicht sogar mehr zu sagen, gab und gibt es doch Bieler Komponisten, die aus seinem Werk schöpften und schöpfen: Wilhelm Arbenz, Daniel Glaus, Daniel Andres, Urs Peter Schneider.

Die wichtigste und wohl unergründlichste Frage bleibt aber die, wie sich denn die Begegnung mit Walsers Werk in einem konkreten Menschen in schöpferische Energie verwandeln. Seit wir das Schweizerische Literaturinstitut in Biel haben, ließe sie sich vielen seiner Studierenden stellen, deren Auseinandersetzung auch mit Walser für das literarische Leben in Biel nun wichtig zu werden beginnt. Gestern Abend konnten wir das ja erleben.

Ich will hier jedoch nur kurz zwei nun leider bereits Verstorbene skizzieren, ohne die das literarische Biel kein oder jedenfalls nicht dieses Gesicht hätte, das es doch hat. Ihre praktischen, kulturellen Aktivitäten in Biel habe ich schon erwähnt: Heinz Schafroth und Jörg Steiner.

Schafroth hat sich in vielen Auftritten und Vorträgen in Biel und anderswo zu Walser geäußert. Doch nie abschließend. Dass er ihm viel bedeutete, steht außer Frage. Aber Verehrung war ihm fremd. Besonders die Manie einiger Autoren sich zu Walser-Nachfolgern zu stilisieren. Für Schafroth war das wichtig, was man heute die Literarizität Walsers nennen würde. Gerade in der ständigen poetischen Konstruktion und Dekonstruktion seines Ichs sah er dessen Authentizität. Das sich Entziehende war für Schafroth das Anziehende Walsers.

Dass Schafroth selber sich nie als Bieler verstand, hat mit Walser zu tun. Sein Biel war eher Walsers Biel als das real existierende. Er las Walser gegen den Strich, gerade wenn es um dessen Bekenntnisse zu seiner Heimatstadt ging. In einem Aufsatz mit dem Titel »Seeland kann überall sein. Oder: Warum es anderswo noch türkischer zugehen kann als in der Türkei« (2004) vertritt Schafroth überzeugend die These, dass Walsers

Bieler Prosa nicht anders war als die übrige. Dass sein Verhältnis zu Biel eine Maskerade war, voller Widersprüche, Paradoxa und Ironie. Dass sein Ich auch hier nicht zu sich kam; dass Biel 1913 in keiner Weise eine Heimkehr war. Schon 1978 hatte Schafroth anlässlich der Gründung der Stiftung-Robert-Walser davor gewarnt, die Zentenarfeier zu missbrauchen um, wie er sagte, einen verlorenen Sohn ›heimzuholen‹.

Entre Parenthese: zum seltsamen Attraktor Walser gehört, dass er dann auch im Werk von zwei weiteren Bieler Autoren auf ganz unterschiedliche Weise eine wichtige Rolle spielt. Für E. Y. Meyer ist er in seiner langen Erzählung *Eine entfernte Ähnlichkeit* (1975) eine vertraute, zugleich unnahbare Spiegelfigur. Für Matthias Zschokke ist er in fast allen Werke eine seinen Sätzen hinterlegte Sprachfigur.

Nicht einfacher ist die Beziehung Jörg Steiners zu Walser, in dessen Todesjahr sein erstes Buch erschien: *Episoden aus Rabenland*. Walsers Einfluss auf Steiner ist doch mit Händen greifbar, sagte mir Irmgard Wirtz: Steiner hatte doch Walsers Lesesessel, der nun im Literaturarchiv steht. Aber hat Steiner darauf Platz genommen?

Schon Ende fünfziger, Anfang sechziger Jahre hat Steiner auf einer von ihm betreuten Literaturseite im *Bieler Tagblatt* über Robert Walser geschrieben und ihn dabei eingereiht unter die Künstler, die immer wieder von der Gesellschaft kaputt gemacht und weggesperrt würden, weil sie zur Sprache brächten, was nicht zur Sprache gebracht werden durfte. Steiners Liste ist außergewöhnlich: Baudelaire, Walser, Hans Henny Jahn, Henri Miller, Gregor von Rezzori.

Auch auf Steiner hat Walser gewirkt, weil er unnahbar war. Ein kurzer, nur maschinenschriftlich vorhandener Text Steiners trägt den einfachen Titel *Robert Walser*. Es handelt sich wohl um ein in den frühen siebziger Jahren entstandenes Feature. Darin schildert Steiner auch Walsers Tod. Er schreibt: »Bauersleute telefonierten, unterhalb ihres Hauses liege ein toter Mann im Schnee. Der Tote war Robert Walser.« Handschriftlich fügte Steiner hinzu: »Ich liebe ihn.« Dann hat er das wieder durchgestrichen. Das heißt nun nicht das Gegenteil, sondern dass dies für Steiner in Bezug auf Walser ein unzulässiger oder unangemessener Satz war. Ein Satz mit zuviel Nähe und deshalb ein falscher Satz. Am Ende des Textes hat Steiner auch eine ›Aufgabe‹ formuliert: »Aus einer Tageszeitung eine Meldung suchen und von ihr ausgehend einen Text schreiben im Walser-Ton«. Auch das »im Walser Ton« hat Steiner dann korrigiert und stattdessen handschriftlich hinzugesetzt: »ohne Handlung«.

Robert Walser bekommt in Steiners Werk zwei Stimmen: in seinen Figuren und im Erzähler selber. Mir scheint, dass genau diese Dissonanz zum Wesen der steinerschen Prosa gehört. Da Jörg Steiner sich nicht oft und nicht gern zu seinem eigenen Werk geäußert hat, ist eine Passage in seiner Berner Preisrede von 1970 umso kostbarer. Er weist hier auf den ständigen Einfluss Walsers hin, der vor allem aus der Begegnung mit dessen Sprachlosigkeit bestanden habe, eine Sprachlosigkeit, die auch entstanden sei »durch die Erfahrung, dass Sprache zum Verbergen der Wahrheit« diene. Eine Sprachlosigkeit, die nur sprechen kann, wenn sie nicht spricht. Dies als ein zentrales Motiv auch in Steiners eigenem Schreiben nachzuweisen, dürfte nicht schwer fallen.

Paradigmatisch können zwei Erzählungen Steiners erwähnt werden. Sie sind beide im Band *Olduvai* (1985) zu finden und verhalten sich komplementär zueinander: *Das verbotene Zimmer* und *Der Schlüssel*. Das verbotene Zimmer ist eine Metapher für die menschliche Erfahrung des Absoluten, das nicht zur Sprache kommen kann. Wer davon redet, verliert, auch wenn er glaubwürdig ist, seine Glaubhaftigkeit. So bleibt auch der Schlüssel in der Geschichte, in der ein Filmteam das Dachzimmer Walsers im *Blauen Kreuz* besuchen möchte, womöglich der falsche. Und doch ist das Zimmer, das den Walser-Freunden gezeigt wird, vielleicht das richtige. Wir können die Wahrheit erfahren, aber wir können nicht wissen, dass es sie ist. Diese profunde Skepsis zieht sich durch Steiners Schreiben hindurch bis in seine Satzfiguren hinein.

In Peter Hamms eindrücklichem Walser-Film *Ich stehe immer noch vor der Tür des Lebens* (1986) kann man Jörg Steiner in der Eingangshalle des *Blauen Kreuzes* sehen, Walser lesend, in ein gespenstisches Licht getaucht. Wenig später steigt er die Treppe hoch, öffnet eine Tür, setzt sich in eine Mansarde und liest weiter. Wir wissen, dass man von Walsers Zimmer aus den See sehen konnte, wenn auch nur fast. Einen verifizierenden Blick jedoch tut Steiner im Film nicht. So bleibt auch er vor einer Tür. Vielleicht ist es die Tür zu Robert Walser.

Für beide, Steiner und Schafroth, ist klar: Sich Walser zu nähern, hieß sich immer wieder von ihm zu entfernen. Man könnte es die Walser-Methode nennen, die sie von ihm gelernt hatten, um sie auf ihn anzuwenden. Lassen Sie das mein frugales Fazit sein.

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit. Und dafür, dass Sie dem seltsamen Attraktor Walser gefolgt sind, ihn uns wieder einmal nach Biel zurückgebracht haben. Ihn

und andere Bieler des Walserschen Magnetfeldes wie Händl Klaus und Urweider Raphael.

PS: Die Geschichte der Walser-Sammlung im *Neuen Museum Biel* mit ihren vielfachen Irrungen und Wirrungen müsste hier natürlich ebenfalls nacherzählt werden. Die heute noch präsentierten Walser-Exponate gehören gerade trotz ihrer stillen Unbewegtheit doch auch zum ›literarischen Biel‹.

Literaturverzeichnis

Siglen

SW Walser, Robert: *Sämtliche Werke in Einzelausgaben*. Hg. von Jochen Greven.
20 Bde. Frankfurt am Main und Zürich: Suhrkamp 1985f.